

schaft. Diese Einsichten wurden jedoch, wie in der Auskunft der Glaubenskongregation „zu einigen ekklesiologischen Anfragen“ (2007), noch immer nicht rezipiert.

- Der Frage des Papstamts wird in einem Exkurs nachgegangen. Mit ihm ist keine eigene Ordination verbunden und es liegt als solches außerhalb auch der dreigliedrigen sakramentalen Ordinationsstruktur. Die Suche nach einem gesamtökumenisch getragenen „Petrusdienst“ – denkbar in synodaler, kollegialer, personaler Form – ist bereits seit längerem ökumenisches Gesprächsthema. Als nicht konsensfähig erweist sich freilich dessen Identifizierung mit dem im Vatikanum I sanktionierten absolutistischen Verständnis – ein Problem, das aber durch konfessionelle Differenzierung zu lösen wäre. Und das jedenfalls, wie auch sonst, eine theologische Unterscheidung in der Frage von Recht und Macht in der Kirche erfordert.

- Zur Frage der eucharistischen Gastfreundschaft braucht in der Studie nur auf die genannte Veröffentlichung sowie die der drei ökumenischen Institute von 2003 verwiesen zu werden.

Welches Modell von Kirchengemeinschaft immer gefunden werden mag – die bereits bestehende ist so fundamental, dass sie Schritte hin zu einer gelebten Kirchengemeinschaft und Eucharistiegemeinschaft nicht nur

erlaubt, sondern fordert. Und das allem Anschein entgegen: bereits jetzt.

Dass die Autoren damit zugleich den „Glaubenssinn“ des ökumenisch versammelten Kirchenvolks aussprechen, erwies denn auch erneut der II. Ökumenische Kirchentag in München. Er drückte sich aus in der stillen und in der ausgesprochenen Hoffnung der Christen-Kette von der Frauenkirche zu St. Matthäus und der zur ökumenischen Vesper versammelten Zwanzigtausend auf dem Odeonsplatz: Lasst die hemmenden Status quo-Bewahrungs-Sorgen umschlagen in ein Tun aus Hoffnung, meint diese Studie. „Damit ihr Hoffnung habt“ war das Motto von München. Hoffnung, christlich verstanden, ist eine dogmatische Größe obersten Rangs in der „Hierarchie der Wahrheiten“. Sie meint nicht eine Illusion oder beliebige Wünschbarkeit. Sie ist eine der drei theologischen Kardinaltugenden. Denn wir sind ja „Spe salvi“. Kommt ihre Missachtung nicht schwerer („gravior“) Verfehlung gleich?

*Manfred Richter*

*Joachim Kügler*, Hungrig bleiben?

Warum das Mahlsakrament trennt und wie man die Trennung überwinden könnte. Verlag Echter, Würzburg 2010. 85 Seiten. Kt. EUR 9,-.

Ein schmales Bändchen von nur 85 Seiten – schon das ist bemerkenswert, zeichnen sich theologische Neuerscheinungen doch häufig durch ihren gewichtigen Umfang aus. Ein Plä-

doyer für das gemeinsame Abendmahl zwischen evangelischer und katholischer Kirche, dies ist im Kontext des Zweiten Ökumenischen Kirchentags nichts Außergewöhnliches – schon eher, dass es von einem *katholischen* Theologen stammt. Joachim Kügler, Professor für Neues Testament an der Universität Bamberg, rekapituliert in einer für interessierte Laien zugänglichen, allgemeinverständlichen Sprache zunächst die geschichtlichen Grundlagen des christlichen Abendmahls: dessen Anknüpfungen an die jüdische Liturgie des Seder-Mahles beim Pesach-Fest; die jesuanische Praxis der Sündermähler; die Verbindung mit der eschatologischen Hoffnung auf das „Hochzeitsmahl“ im Reich Gottes; die Grundlagen dieser Hoffnung durch die Prophetie vom universalen „Völkermahl“ bei Jesaja.

All dies mag für TheologInnen wohlbekannt sein. Bedeutsam ist jedoch, welche Schlussfolgerungen Kügler aus dem exegetischen Befund zieht. Er überträgt ihn konsequent auf den Bereich der systematischen Theologie und der ökumenischen Beziehungen und leitet daraus die Forderung ab, dass beim Abendmahl niemand ausgeschlossen werden darf. In der Nachfolge Jesu mit seiner inklusiven Praxis können wir demnach nur dann stehen, wenn *alle* eingeladen sind. Die Kirche habe grundsätzlich nicht die Befugnis, irgend jemanden vom Abendmahl auszuschließen, da sie selbst nicht Gastgeberin, sondern nur Gast am Tisch des Herrn sei. Jesus selbst sei derjenige, der einlädt – ein

Argument, welches in dieser Funktion zumeist von evangelischen TheologInnen gebraucht wird. Kügler führt es konsequent zu Ende, indem er die eucharistische Gastfreundschaft nicht nur auf Christen anderer Konfession, sondern auch auf Ungetaufte ausgeweitet wissen will (70 f).

Aber auch hierbei bleibt Kügler nicht stehen. Seine Kritik an der gegenwärtigen Abendmahlspraxis reicht tiefer. Er diagnostiziert eine fundamentale Krise, welche sich nicht auf die Verweigerungshaltung der katholischen Amtskirche beschränkt. Dazu gehört auch, dass viele Kirchenmitglieder nur noch vereinzelt am Gottesdienst teilnehmen. Innerhalb der evangelischen Kirche bietet sich auch für diese Wenigen am Sonntag nur selten die Gelegenheit, tatsächlich gemeinsam Abendmahl zu feiern – und selbst wenn es diese Gelegenheit gibt, wird sie keineswegs von allen Anwesenden genutzt. Die christliche Feier des Abendmahls wirkt in ihrer gegenwärtigen Gestalt für viele Menschen offensichtlich nicht mehr attraktiv. In der katholischen Kirche kommen die sattsam bekannten Probleme des Priestermangels hinzu, in dessen Folge sich das Bild des Priesters wandelt, so dass er zum Sakramentsverwalter und Eucharistiespende verkümmert. Hier wird das Abendmahl nicht zu selten, sondern eher zu oft begangen, und ein katholischer Pfarrer „feiert“ an einem Wochenende bisweilen sieben oder acht Messen und mehr.

Ein unzureichender Versuch, mit diesem Problem umzugehen, besteht darin, Wortgottesdienste abzuhalten, bei denen die Kommunion gereicht wird, die vorher von einem Priester massenhaft konsekriert worden ist. Andernorts, wo der Priestermangel noch gravierender ist, sucht man nach Ersatzriten: Wie etwa in Bolivien, wo die Gläubigen nach der Lesung des Evangelienbuches küssen und dies als „Kommunion“ bezeichnet wird (74). Aber auch hierzulande, in einem ganz normalen Sonntagsgottesdienst, ist das Unbefriedigende der gängigen Abendmahlspraxis mit Händen zu greifen: „Die Kelchkommunion ist in der katholischen Kirche die große Ausnahme. In der Regel unterbleibt sie. Und die immer noch oft verwendeten Oblaten erinnern eher an Papier als an Brot. Aber selbst dort, wo Hostien verwendet werden, die echtem Brot ähnlicher sind, und die Kommunion unter beiderlei Gestalten häufiger praktiziert wird, sind das Nippen am Kelch und der Verzehr einer Hostie doch meilenweit von dem entfernt, was wir gewöhnlich als Essen bezeichnen – von einem Festmahl ganz zu schweigen!“ (11)

Was tun? Kügler begnügt sich nicht (wie üblich) mit einer Diagnose des Missstands, sondern er bietet tatsächlich einen Lösungsvorschlag an. Ein Vorschlag, der ebenso einfach wie überraschend ist: Kügler plädiert dafür, die ursprüngliche Mahlgestalt der Eucharistie wieder herzustellen. Die Tatsache, dass sich die geringen Besucherzahlen in den Gottesdiensten

heutzutage soziologisch an die Mikrostrukturen in der Jesus-Bewegung annähern, eröffnet die Möglichkeit, wieder wahrhaft miteinander zu essen. Der vermehrte Aufwand, den dies mit sich bringt, ließe sich dadurch ausgleichen, dass die Mahlfeier seltener vollzogen wird – dafür würde man wiederum entschädigt, indem ein solches Erlebnis wesentlich bedeutungsvoller ist. Kügler nennt sogar einen konkreten Anknüpfungspunkt, wo dies schon heute geschieht: „Nehmt eure Pfarrfeste ernster!“, so schließt er sein Plädoyer (75–78). Denn hier verwirklicht sich vieles von dem, was sich Menschen bei der Feier des Abendmahls wünschen: Begegnung, Gemeinschaft, Feiern – aber eben nicht alltäglich, sondern auf besondere Art. Hier können sich Katholiken und Evangelische begegnen, und auch Muslime und ungläubige Nachbarn sind willkommen – ohne dass man dafür mit dem katholischen Kirchenrecht in Konflikt geraten müsste. Nur eines könnte man nach Kügler an den Pfarrfesten noch verbessern: das Essen sollte dort kostenlos ausgegeben werden – frei nach dem Motto „Schmeckt und seht, wie gütig der Herr ist ...“ – Insgesamt ist dieses Buch ein origineller und höchst lesenswerter Beitrag zur gegenwärtigen Diskussion um die Abendmahlsfrage. Alte Einsichten werden mit ungewöhnlichen Schlussfolgerungen verknüpft und dadurch neue Perspektiven eröffnet.

*Jutta Koslowski*